



1847

Louise Aston

Franziska Mathilde Anneke

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Anneke, Franziska Mathilde, "Louise Aston" (1847). *Essays*. 1654.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1654

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Das Weib

im Conflict mit den socialen Verhältnissen.

Von

Mathilde Franziska.

Deutsche Dichter der Neuzeit von Mathilde Franziska

II.

Louise Aston

(46 – 47)

LOUISE ASTON.

Es mag etwa länger denn ein Jahr vor der März Revolution gewesen sein, als der bekannten preußischen Ausweisungsgeschichte - jenes ungastliche Verfahren der Berliner Polizeibehörde gegen die Herren Itzstein und Hacker - sich ein Fall einziger Art anreichte, nämlich die Ausweisung einer Frau.

Louise Aston war es, ein schönes, junges, unglückliches Weib, eine Dichterin und die arme, geschiedene Gattin eines reichen Mannes. Die Zeitungen unterließen nicht, diesen seltenen Fall nach ihrer üblichen Weise auszubeuten und Darstellungen über die Schicksale dieser Frau, die den Polizeibehörden einer Hauptstadt, ihrer freien Ansichten und Gesinnungen wegen, gefährlich erschienen sei, in durchaus widersprechender Weise zu liefern. Die

eigentlichen Beweggründe, welche ein so auffallendes Verfahren geleitet haben sollten, wurden sehr verschieden angegeben, und selbst wenn deren Wahrheit constatirt war, rechtfertigten sie dasselbe nicht. Man konnte sich aus den Widersprüchen dieser Berichte und den über die Ausgewiesene umlaufenden mündlichen Erzählungen, eben kein richtiges Bild ziehen, um desto mehr aber waren sie geeignet, die Theilnahme und das Mitleid aller, insbesondere der Frauenherzen, für sie zu erwecken. Für das gekränkte Weib trat kein ritterlicher Mann mit der scharfen Waffe der freien Rede öffentlich in die Schranken und doch erzählte man sich, daß gerade eben Einer aus fürstlichem Stamm und Rang, mit Reichthum und Ehren ausgestattet, um ihre Liebe vergeblich geworben; doch wüßte man, daß ein Sänger unserer Zeit ihr sein Lied geweiht, - ja daß denkende Männer die Zelle ihres Leidens und Dichtens umstanden – und keiner war, der in dem Augenblick ihrer Verbannung mit der Courtoisie mittelalterlicher Romantik die Lanze für sie gebrochen – keiner, der mit dem Feuer der Wahrheit und Ueberzeugung das Wort der Vertheidigung laut und vernehmlich für sie erhoben – keiner, der mit Beredsamkeit unserer Tagsschriftsteller, in glaubwürdiger Weise Auskunft gegeben hätte auf unser Fragen: „Was hat denn dieses Weib verbrochen?“ –

Indessen war ein kleiner Cyclus Gedichte¹ von ihr selber erschienen. „Wilde Rosen“ nannte die Dichterin ihre zwölf Lieder die auf wildem, wildem Boden eines weiblichen Herzens entsproßen, wuchernd um ein zerstörtes Lebens- und Liebesglück ranken und die sie begrüßt:

“In der Freiheit wilder Pracht,
Eingewiegt von Stürmestosen
Großgesäugt vom Thau der Nacht.“

Kein weißes Röslein, zart und sinnig, unter dem Thau stiller Weibesthränen in dichterischer Brust erblüht, duftet aus dem Strauße uns an, nein tief dunkle, glühende Rosen, jedwede dem

¹ “Wilde Rosen, Gedichte von Louise Aston”
Berlin bei W. Moeser & Kuehn, 1846.

schweren Blutstropfen eines schmerzlich ringenden, sich verblutenden Herzens im Kelche tragend, flammen sie uns entgegen mit ihrem nächtigen Wehe, dem die Knospen sich plötzlich entrunken haben.

Wir lernen aus diesen zwölf Gedichten von Louise Aston, das Weib kennen, das gezwungen ward, ohne Liebe sich einem Manne hinzugeben; das in rauschenden Liedestönen seinen Fluch schmettert gegen „ein Heiliges Fest“ dessen Feier die glücklicheren Frauen in unsern Tagen mit freudiger Andacht begehen, indem sie die geweihten Myrthen zur Opferflamme ihres Hausaltars hintragen. Wir sehen sie ihre Fesseln zerreißen, fliehend in die endlosen Gründe eines verzweifelnden Harmes tiefer und immer tiefer sich stürzen und zur Priesterin desselben sich weihen. –

Dann finden wir sie im Kerker, von dunkeln „Phantasien“ umnachtet, in ihrer geistigen Haft ringen und der Erlösung Hohn sprechend, an deren Verheißung die vor ihr aufgeschlagene Bibel sie gemahnt hat; – finden sie im wilden ‘dythyrambischen Gesange’ verloren, umgaukelt und umtanzt von bachantischen Geistern eines losgelassenen Lebens, schwelgerischen Träumen hingegeben, aus denen sie erwacht mit einer klangvoll rauschenden Hymne ‚an George Sand‘, in welchem Heldenweibe sie die Befreiung des mit Füßen getretenen Geschlechts erblickt. Endlich hören wir sie in ihrem ‚Lebensmotto‘ sich offen bekennen:

„Freiem Lieben, freiem Leben

Hab ich ewig mich ergeben“ –

und mit solchem Bekenntniß, das in seiner nackten Auffassung der Dichterin von harmlosen Frauenherzen nimmer vergeben werden wird, ist der Kampf ihres Herzens abgeschlossen, und sie erscheint uns nach diesem Kampfe in dem folgenden Gedichte: ‚Harmonie‘ das Weib, zur Liebe wiedergeboren, zu jener Liebe, der wir ja gerne Alle huldigen:

„Das ist der Tag, der leuchtend aufgegangen!
Nicht mehr verworr'ner Traum hält mich umfassen!
Die Schattenbilder seh ich rings zerfließen,
In's weite Meer des Lichtes sich ergießen,
Klangvoll hat Harmonie mein Herz durchdrungen;
Mich hat ein echt und groß Gefühl bezwungen.
Ihm gönne freudig ich des Sieges Recht.
Er soll mein Herr für ew'ge Zeiten bleiben,
Ein jeder Pulsschlag sei des Siegers Knecht;
Die ganze Seele will ich ihm verschreiben!

O süßer Schmerz, so um die Freiheit klagen!
O, süße Knechtschaft, solche Fesseln tragen!
Die kühn die Welt gefordert vor die Schranken,
Kampflustige Gefühle und Gedanken,
Des freien Geistes trotzige Vasallen
Sind machtlos jetzt dem neuen Bann verfallen!
Unglücklich war ich, als ich Herrin war,
Und spielte stolz mit Wünschen und mit Trieben;
Doch Glück umfängt mich süß und wunderbar,
Seit ich die ganze Seele ihm verschrieben.

Einst waren mein der Erde reichste Güter,
Der Stolz, die Freude thörichter Gemüther!
Dem Uebermuth der Jugend hingegeben,

Wagt ich zu tändeln mit dem ganzen Leben!
Im leichten Spiel fühlt' ich des Daseins Schwere,
In vollem Reichthum meines Herzens Leere!
Verschenkt war mein Gefühl, leer war mein Sinn,
Und nur ein heißes Sehnen mir geblieben;
Bis ich dem Einen gab mein Alles hin
Bis ich die ganze Seele ihm verschrieben.“

Aber nur einmal erklingt volltönig die Harmonie ihrer Seele im Liede; bald wird sie von der grellen Dissonanz des alten Grams wieder zerrissen. Die Sehnsucht der sich hingebenden Liebe wird nicht in der wirklichen Vereinigung gestillt, und dies ist die Brandung, in der die ungestümen Fluthen des glühenden Herzens zerschellen. – Sie kann der Erinnerung verlorener Tage nicht entfliehen, die ihre Jugend und ihre Lust gebrochen haben. Sie ringt mit dem Schmerz, der nicht von ihr lassen will, sie soll lächeln und man weiß nicht, daß es nur unter herben Thränen geschehen kann. Sie soll fröhlich scheinen und man ahnt nicht, daß sie, eine Cypresse, am Grab des entschwundenen Jugendtraumes klagt:

„Kann ich lindern dieses Sehnen
Daß mich träumend Dir vereint?
Dir verhaßt sind diese Thränen,
Die der blasse Kummer weint!
Wol... so will ich schmerzhaft ringen,
Finstre Trauer zu bezwingen:
Ihre Todten zu begraben,
Lass die Todten sich bemühen;

Doch des Lebens reichste Gaben,
Mögen dem Lebend'gen blühen!“

Und was ist ihr nun geblieben? Ihr, der Kranken, der die Welt ein Kerker, in dem sie mit ihrem glühenden Verlangen gefesselt liegt? Ein letzter Trost, ihre ganze Errungenschaft, dessen Heil nur noch ist:

„An des eignen Gedankens Geschoß,
An der eignen Seele Gluth
Wie das edle arabische Ross
An geöffneten Adern verbluten.“ –

Ihre wirren, ‚Nachtphantasien‘ beschließen den dunkeln und schaurigen Reigen dieser zwölf Lieder. Aus ihnen schöpfen wir gar keine Hoffnung mehr für das arme, irrehende Weib, für die unglückselige Nachtwandlerin. Wir sehen klar, daß sie an einem gefahrvollen Abgrunde schwebt; sie stürzt hinab, unausbleiblich, wenn nicht am Himmel mild aufgehendes Morgenroth der Liebe sie sanft zurückführt und deren reiner Lichtschimmer heilend in das stürmische Herz sich senkt.

Ein poetisches Kunstproduct läßt uns in der Regel nicht zu einer bestimmten Klarheit über den Gegenstand, den es behandelt, gelangen. Aus den eben analysirten Gedichten aber haben wir diesmal mehr als die Ahnung eines verfehlten Lebens und einer verfehlten Liebe gewonnen; wir haben beinahe die Ueberzeugung eines gänzlich verlorenen Lebensglücks geschöpft. Und in dieser schmerzlichen Ueberzeugung blieb uns selbst kaum noch eine schwache Hoffnung auf die Errettung einer so reichen, zerschmetterten Weibesbrust, drum sargten wir ihr Angedenken zu unsern vielen Todten ein.

Fast wähten wir, dass ihre ‚wilden Rosen‘ schon ihren Grabhügel umblühet hätten, da plötzlich zuckt ein kräftiger Lebensstral aus dem todtgeglaubten Herzen. Er durchpulst und durchdringt alle Lebensgeister und weckt sie zum Kampfe; nicht zum blutigen, die Hand eines Weibes greift nimmer zum Schwerte. – Nicht mehr eine bleiche Schreckgestalt erscheint sie gespenstisch in unsern Nächten – nein, ein thatkräftiges, lebensfrisches Weib tritt hier vor die Schranken hin und klagt einfach und laut und klar die finstre Gewalt an. Es erscheint von ihr: „Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung“,² ein kleines Büchlein, welches die schlagendsten Belege für die Unterdrückung des Weibes von Seiten jeglicher Gewalt aufweißt. Seit seinem Erscheinen ist keiner darin aufgestellten Thatsache auch nur eine einzige öffentliche Widerlegung zu Theil geworden, wir sind also deshalb schon um so mehr vollständig berechtigt, ihm allen Glauben bei zu messen. Mehr als alle Vertheidiger, die jemals für das in Staub getretene Geschlecht sich in die Schranken warfen und auf so verschiedene Weise gewirkt haben, hat dieser kleine Beitrag zu dessen Geschichte geleistet.

Louise Aston bringt teilweise in Broschüre das Schicksal ihres äußerlichen Lebens zur Kenntniß des Publikums. Auf ihre innere Gemüthswelt vor dem Forum der Oeffentlichkeit einzugehen, findet sie sich einstweilen noch nicht berufen. Es gilt auch in diesem Falle nur, die Stellung des Weibes innerhalb der Gesellschaft zu vertreten, denn da sogar diese ihm verweigert, da das Geschmähte selbst nicht einen Stein mehr findet, sein müdes Haupt niederzulegen, so gilt es vorläufig, seine äußern Rechte gegen die Gewalten dieser Erde offen zu vertheidigen und sich gegen die erhobenen Anschuldigungen zu rechtfertigen.

Warum auch sollte das Weib überhaupt die schweigsame Dulderin fortan noch sein? – Warum noch länger die demütige Magd, „die ihrem Herrn die Füße wäscht“ – warum noch

² Brüssel bei C. G. Vogler 1846.

länger die christlich duldende Magd eines Herrn der zum Despoten ihres Herzens geworden ist, weil er selber ein Knecht ward? –

Die Stimme dieses Büchleins rief manche Schläferinnen wach, die von dem Broddeln ihres Kochtopfes am Herde noch nicht zu tief eingenickt waren. Sie rief manche stille Trägerin die blutend unter dem Joch des socialen Elendes ringt, das ungeahnt und ungekannt auf den Frauenherzen lastet, zum Bewußtsein des letzten Rechtes ihrer hinsterbenden Kraft, damit sie sich aufraffe und ermanne um mindestens nur noch laut ihr Geschick anzuklagen. – Sie goß ihnen Muth in die zagen Seelen, an die Festen des alten übertünchten Tempelbau's, der mit den Myrthen geopferter Bräute sich schmückt und mit dem Heiligenscheine von tausend innerlich gebrochenen Ehebündnissen prunkt, zu rütteln – und sei es auch nur an einem Steine dieses morschen Gebaus. –

Louise Aston giebt uns ihre Geschichte in der kurzen Erzählung ihrer Verweisung, nachdem sie sich dagegen verwahrt hat, für eitel gehalten zu werden. Die äußerste Nothwendigkeit rechtfertigt den Schritt zur Veröffentlichung ihrer Angelegenheiten; sich aus falschem Schamgefühl etwa gegen solchen Schritt zu sträuben, erklärt sie mit Recht für feige und ehrlos.

Louise war die Tochter eines evangelischen Predigers, des Consistorial-Raths Hoche in Gröningen. Schon als sehr junges Mädchen wurde sie an einen reichen englischen Fabrikbesitzer, Herrn Aston, einen Mann den sie nicht liebte, verheirathet. – In dieser Ehe lebte sie umgeben von Glanz und Reichthum – aber ohne Liebe. Jung und schön und reich, trat sie in das große Leben ein – aber sie fand sich allein und unglücklich. Das moderne Leben in all seinen Conflicten und Widersprüchen lernte sie hier kennen und „bald auch“ so erzählt sie uns, „den gewaltigsten Gegensatz, der das Herz einer Frau vernichtet und einmal die sociale Weltordnung aus ihren Angeln zu heben droht, den Gegensatz zwischen Liebe und Ehe, Neigung und Pflicht, Herz und Gewissen.“

Die Ehe wurde geschieden. Und schmäht sie darum nicht, Ihr Frauen, die Ihr Euch willig an ein "Glück" gewöhnen lerntet, nach welchem Ihr wahrlich niemals Sehnsucht im jugendlich erglühthen Busen getragen habt. Begreift es, daß Euer erlogenes Glück Euch zu lächelnden Slavinnen gemacht hat; Ihr seid gefühllos geworden gegen Andre und gegen Euch selbst, denn Ihr fühltet den Scorpion nicht einmal mehr, der an Eurem eignen Herzen nagt und Euch um Euer bestes Herzblut betrügt. Ihr nennt Glück, was nimmer auch nur noch ein Schatten von Glück ist. Schmäht das Weib nicht, das die Fesseln Eurer, von Euren Götzen geheiligten Eide brach – die reichen Säle hinter sich ließ und in die Kammer ihrer stillen Armuth trat, um an der Bahre ihres dahingestorbenen Jugendglücks in keuscher Wittwenhaft ihr Trauerjahr zu verbringen. O, schmäht es nicht, wenn es, anstatt das reiche Leben in schwelgerisch betäubenden Genüssen zu vergeuden, vorzog in das Leben, das ernste, hinein zu ziehen; mit ihm zu wagen und zu streiten, – wenn es länger nicht heuchlerisch Verrath an sich und an der Liebe beging, sondern floh – floh vor der Lüge und ihrem Wahne.

Wir wissen nicht, was sie gelitten hat in der Erkenntniß was Liebe sei – und was Liebe nicht sei. Die heißen Seufzer der wogenden Brust haben wir nicht belauscht – die Qualen des brennenden Weh's nicht mitgeföhlt – aber sie ruft uns zu: „Vom sichern Ufer aus läßt sich leicht der Sturm beschwören und verachten, mit dem auf offener See das schwankende Schiff vergebens kämpft. Ich habe durchfühlt, was die Prophetenstimme George Sand den zukünftigen Geschlechtern verkündet; den Schmerz der Zeit, den Weheruf der Opfer, welche die Unnatur der Verhältnisse zu Tode foltert. Ich weiß es, welcher Entwürdigung eine Frau unter dem heiligen Schutze des Gesetzes und der Sitte ausgesetzt ist; wie sich diese hilfreichen Penaten des Hauses in nutzlose Vogelscheuchen verwandeln und wie das Recht zum Adjudenten brutaler Gewalt wird!“

Noch einmal: ihre Ehe wurde geschieden. Louise Aston zog mit ihrer Tochter, einem vierjährigen Kinde, nach Berlin, der Stadt geistigen Regens und Strebens, sich dort literarischer

Thätigkeit hinzugeben. Einestheils hoffte sie im freien geistigen Ringen sich über ihr Schicksal erheben zu können, anderntheils wollte sie sich durch eigne Anstrengung ihre Selbständigkeit in materieller Beziehung zu sichern suchen. Nur eine kleine Jahresrente, kaum hinreichend ihr und ihrem Kinde ein dürftiges Leben zu fristen, war ihr in dem Scheidungsprozesse zuerkannt, aber selbst diese, so klein sie auch war, wurde ihr nicht einmal von ihrem getrennten Gatten verabreicht. Ihren Ansichten halber, die sie nirgendwo in so baroker Weise kund gegeben, als die verläumerischen Gerüchte sie zu verbreiten sich bemüht haben, sollte ihr die Erziehung ihres Kindes entzogen werden; deshalb wurde ein Vormundschaftsprozess über sie verhängt. Ferner veranlaßte der mißlungene Versuch der gequälten Mutter die Tochter zu stehlen, einen Kriminalprozess gegen den Gatten und seine Helfers Helfer.

Unbeschreiblichen Nöthen und Aengsten ist Louise Aston ausgesetzt gewesen. Das Aergste aber was ihr widerfahren konnte, war die Verweisung der Hauptstadt, ihres bisherigen Aufenthalts.

Daß Männer wegen Majestätsbeleidigungen, wegen Umgehung der Censurgesetze, oder gar wegen eines diplomatischen Kniffs, den man furchtsam zu wittern glaubte, des Landes verwiesen wurden, war damals in Preußen etwas schon oft Dagewesenes; - daß gesunkene Weiber ihrer verderbten Sitten wegen, für welche sie eben den königlichen Taxeln nicht den Ablaß zahlten, aus den Stadthoren verwiesen wurden, etwas Alltägliches; – daß aber ein Weib aus den sogenannten gebildeten Ständen, eine Bürgerin im eigenen Lande, aus dessen Hauptstadt verbannt – verbannt – einer Ansicht, einer Gesinnung wegen – das war etwas so Befremdendes – ja, das war eine Abnormität, ganz in seiner Art. Was können wir nach einem solchen Vorfall von der ‚Welt‘, dem Kriterium unserer hohen und höchsten Gesellschaft anders erwarten, als daß sie schonungslos den Stab bricht über eine ‘geschiedene‘ Frau, nun eine geächtete Verbannte gar, ohne zuvor das “Schuldig“ geprüft zu haben; - dass sie nun vollends das arme Herz begefert, zischend und voll Hohn, ungerührt, wie es auch gebrochen und

zertreten da am Boden liegt. Was kümmert da die verknöcherten Seelen unserer strenggläubigen Sittenrichterinnen, die ihr heimliches Gericht bereits abgehalten und nun die Nasen nur noch rümpfen, wenn ein vorwitziger Junker es noch wagen konnte ihren Namen bloß immer laut auszusprechen. Liegt doch darin hinlänglicher Grund genug, daß der Name allein geächtet und verwehmt ist – nicht nur von der öffentlichen Meinung – nein, von ‚Staats- und Rechtswegen‘ öffentlich mit Anathem belegt, – durch ein Verfahren sonder Gleichen öffentlich in Veracht erklärt! –

Und doch wollen wir diesen Tugendheldinnen unserer ‚duldsamen‘ christlichen Gesellschaft nicht zu nahe treten. Befangen unter dem Zwange der Verhältnisse, genährt von Jugend auf an Vorurtheilen, dürfen sie nicht anders – ja können sie nicht anders mehr nachurtheilen. Diese ganze Kaste unsers Menschengeschlechts, der sie ausschließlich angehören, liegt ja unheilbar krank darnieder. Sie ist genährt seit länger denn einem Jahrtausend an den Brüsten des Aberglaubens und der Selbstverläugnung – und von ihr sollten wir ein selbstständiges, gesundes Urtheil noch verlangen? –

Die Geschichte der Ausweisung Louisens ist in aller Kürze folgende:

Nachdem sie sich ein Jahr in Berlin aufgehalten, sah sie sich den gewöhnlichen Bestimmungen gemäß veranlasst, ihre Aufenthaltskarte zu erneuern. Die bereits abgelaufene war ihr bei ihrer Ankunft in Berlin ohne alle Schwierigkeiten von der Polizei eingehändigt. Anstatt auf ihre, an das Präsidium gerichtete Bitte die gewünschte Karte zu erhalten, ward ihr die mündliche Mittheilung eines Polizeibeamten, daß man dieselbe nicht verlängern wolle, weil „anonyme“ Briefe an das Präsidium, ja selbst an den König, über sie eingegangen wären. Sie sei darin beschuldigt worden, die frivolsten Herrengesellschaften besucht, einen Klubb emancipirter Frauen gestiftet zu haben und außerdem nicht an Gott zu glauben. – Auch spräche die Widmung zweier Liebesdythiramben von Gottschall: „Madonna und Magdalena“, in denen

ähnliche Tendenzen gefeiert würden, deren Verwerflichkeit der Recensent in den Blättern für literarische Unterhaltung aufs Bündigste nachgewiesen hatte, gegen sie.

In Folge dieses mündlichen Bescheids wandte Frau Aston sich schriftlich an den Polizei-Präsidenten, setzte auseinander wie ihr Glauben und Denken nur ihr Eigenthum sei und Niemanden etwas angehe, wie jene anonymen Briefe nur von einem persönlichen Feinde herrühren könnten – und weil es ihr höchst wünschenswerth sei, fernherin eine Bewohnerin des sittlichen Berlins zu bleiben, sie bitte, ihr den Aufenthalt daselbst zu gestatten.

Hierauf wurde sie persönlich auf das Präsidium beschieden. Während ihr gesagt wird, dass der Herr Regierungsrath v. Luedemann, der in ihrer Angelegenheit zu verfügen hätte, einstweilen noch anderweitig beschäftigt sei, hat der Deputirte, Herr Stahlschmidt die Höflichkeit Frau Aston mit vielem gesellschaftlichen Takt zu unterhalten. Das Gespräch wird von dem Herrn St. in gewandter Weise auf Religion und Ehe geführt und Louise Aston ist harmlos genug, ihre innersten Ansichten darüber vor ihm auszusprechen.

Nun denke man sich ihre Ueberraschung, als sie nach beendigter Conversation in das Zimmer des Herrn v. Lüdemann geführt wird und man ihr zur Unterschrift ein Protokoll vorlegt, mit den Worten: “das ist das Glaubensbekenntniss der Madame Aston!“ Die mit dem Herrn Stahlschmidt gepflogene Unterredeung, welche ihr eben in dem Protokolle vorgelegt wurde, war, ohne daß sie es im Entferntesten vermuthen konnte, hier niedergeschrieben. Sie selbst, die Ungläubige, zieht sich all zu großer Leichtgläubigkeit, daß sie nach einigen Zureden und Versicherungen von glaubwürdigen Personen, “es werde ihrer Sache durchaus nicht schaden, wenn sie jenes Protokoll unterschreibe“ es wirklich thut. –

Durch diese Machination hatte die Behörde Beweismittel erlangt, auf Grund welcher ihr, bei ihrer persönlichen Anwesenheit auf der Polizei, der mündliche Befehl ertheilt wurde: “Berlin binnen acht Tagen zu verlassen, weil sie Ideen geäußert und in’s Leben rufen wolle, welche für die bürgerliche Ruhe und Ordnung gefährlich seien.“

Es drängt uns unwillkürlich, die staatsgefährlichen Träume einer Frau, denen man in der Hauptstadt des mächtigen Königreichs Preußen eine so große Wichtigkeit beigelegt hat, näher kennen zu lernen. Wir fragen daher: „was mag dies Glaubensbekenntniß der Frau Aston Schlimmes enthalten haben, daß die Behörde durch dessen Feststellung genügende Beweismittel in die Hände bekam, um die Ausführung ihres Vorhabens zu begründen?“

Nur aus der uns in ihrer kleinen Broschüre dialogisch mitgeteilten Unterredung bei der persönlichen Audienz die sie vor dem Minister von Bodelschwingh erlangt hat, schließen wir, dass der hauptsächliche Anstoß, den Frau Aston gegeben hat, darin beruht, daß sie ihre religiösen Ansichten frei und laut geäußert. – Nachdem S. Exzellenz ihr zuerst den Vorwurf gemacht, daß sie sich so ‘frivol und außergewöhnlich benommen habe, daß man sich wundern müsse, wie sie es noch wagen könne, gegen ihre Verweisung zu protestiren;– nachdem sie einwendet, dass sie nicht wisse, was Se. Exzellenz ‚frivol‘ nenne – stellt Letzterer, ohne weiter auf eine Auseinandersetzung einzugehen, an sie die Frage: „Warum sie ihrem Glaubensbekenntniß voran stelle, daß sie nicht an Gott glaube?“ Sie beantwortet dieselbe: „Weil sie nicht heuchle.“

In der Geschichte der Philosophie bin ich nicht bewandert genug, um angeben zu können, welche Männer Alle, namentlich in der neuern Philosophie von Franz Bacon bis auf Spinoza, von Spinoza bis auf Hegel, von Hegel bis auf Feuerbach seit Jahrhunderten frei und unbehindert die Resultate ihres Forschens, Denkens und Wissens, nicht allein aussprechen, sondern öffentlich lehren durften. Freilich von keinem Weibe habe ich’s je gehört, daß sie unter dem Einflusse der christlichen Botmäßigkeit stehend, frei bekannt hätte, daß sie den überweltlichen Gott überwunden habe. Die Zweifel an ein persönliches Dasein dieses Gottes erwachten täglich, sogar in dem Herzen gläubiger Frauen, ich weiss es, tausende ahnen, fühlen, ja selbst begreifen daß man ihnen mit den geweihten Rosenkränzen und den übrigen Emblemen des Glaubens nur Spielzeuge in die Hände gab, sie mögen zufrieden scheinen, in den heiligen

Evangelien nichts als poetische Märchen auszuträumen – von keiner aber weiß ich es, daß sie durch Schicksale und Studien das Resultat gewonnen hätte, um mit Muth und Herzhaftigkeit laut bekennen zu dürfen:

“Ich glaube weder an einen persönlichen Gott noch an einen weltumfassenden Geist – ich weiß es, daß die uns verheißene Seligkeit nicht in den blauen Weiten dort hinter den Sternen zu finden ist, sondern hier, hier unten auf grüner, blumenreicher Erde.“ –

Warum ist solch Bekenntniß in dem Munde eines Weibes gerade so schwer verpönt? Warum soll dem Weibe die Wahrheit verhüllt bleiben, die Wahrheit, die das Erbtheil unserer Zeit und die im Kampfe mit der Lüge beginnt siegreich über sie zu erstehen? Warum erscheinen die Ansichten, die den Männern seit Jahrhunderten bereits angehören durften, einem Staate gerade bei den Frauen so sehr gefährlich? Etwa weil sie die Macht der Verbreitung dieser Ansichten mehr denn Jene in Händen haben und diese in ihrer ausgedehntern Verbreitung, die heutige Welt- und Staatsordnung zu erschüttern drohen? – Weil sie mit ihrem Herzblut den bessern Glauben an eine neue Menschwerdung näher und in der folgenden Generation Euch das gesündere, freiere Geschlecht überliefern können, das sich nimmermehr zu feilen Sklaven knechten lassen wird? – Darum? – Ja, darum: weil die Wahrheit, von den Frauen getragen, als Siegerin hervorgeht, welche Throne und Altäre der Tyrannen und Despoten stürzt. Weil die Wahrheit einzig uns frei macht und erlöst aus den Banden der Selbstverläugnung, aus den Fesseln der Sklaverei. Weil die Wahrheit uns befreit von dem trüglichen Wahne, daß wir dort oben belohnt werden für unser Lieben und Leiden, für unser Dulden und Dienen; weil sie uns zu der Erkenntniß bringt, daß wir gleich berechtigt sind zum Lebensgenusse wie unsere Unterdrücker; daß diese es nur waren, die die Gesetze machten und sie uns gaben, nicht zu unserm, nein zu ihrem Nutzen, zu ihrem Frommen. Weil die Wahrheit diese Gesetzestafeln zerschmettert, fortan als Siegerin dasteht und nimmermehr die gehetzte Flüchtlingin zu sein braucht, die überall anklopft und die nirgends herbergen kann. Weil dieser Wahrheit, sobald die

Herzen der Frauen ihr gänzlich erschlossen sind, den ewigen Hort bereitet und das Erbtheil für die Menschheit errungen ist. –

Und der Tag ist gekommen wo sie an Eure Herzen anklopft. Oeffnet sie weit, weit und nehmt Theil an Eurem und Eurer Kinder Erbtheil. Bleibt länger nicht die Betrogenen! Ihr bleibt es wenn Ihr selbst nicht muthig mit eignen Händen dessen Besitz ergreift. Mit Weihrauchduft will man Euer Sinnen umnebeln, mit glatten Worten Euch bethören, in Blüthenduft gehüllt Euer Märchen für schlichte Wahrheit darreichen. Geistvolle Sänger haben Eurem Wachen und Denken süßklingende Schummerlieder vorzugirren, sie haben die Andacht auf der Stirn der Frauen in melodischen Klängen zu lobpreisen gewusst. – Und diese Andacht! – ich sage Euch – ist nichts wie Heuchelei und Lüge im Glorienschein, daran Thränen der Entsagung, des Wehs und des Unglücks, ja Thränen der Noth, des Grams und des Harms, wie Diamanten zitternd funkeln! –

Die Andacht, diese Heuchelei und Lüge im Glorienschein, hat das Weib zur Schwärmerin gemacht, und in ihr vergeudet es seine Glut – verträumt es seine Kraft, die unerlässlich zum frischen, thätigen Leben ist. In der Andacht, dieser unbestimmten Sehnsucht des Geistes, hat es aufhören müssen zu denken; – ach dem Weibe war ja stets zu denken verboten - da hat es aufhören müssen zu prüfen das Gute, zu spähen nach dem Besten, hat es selbst aufhören müssen zu handeln! In blinder Ergebung hat es sich nur dem Zufall anheimgegeben. Und diesen Zufall nennt es die weise Fügung eines Gottes', dieses 'blinde Ungefähr' die 'höhere Macht', die da liebend über ihr walten soll!! O, tut die Augen auf und seht, wie man mit Euch gespielzeugt hat; ja thut die Augen auf, da seht Ihr's stündlich wie Ihr betrogen seid, wie in Allem Widerspruch liegt, was man Euch lehrte und gebot.

Man wird mich grausam schelten, daß ich der schwachen Frauenseele einzigstes Vertrauen, – nicht zu ihrem Gott – nein zu Ihren Götzen – anzutasten wagte; daß ich ihnen die "Grundfeste" umzustürzen drohte, an der sie sich in allen Lebensnöthen und Lebensstürmen

lehnen konnten. Man wird mir vorwerfen, daß ich Zweifel erregte, nichts als Zweifel und dann in Folge diese nur namenlose Verzweiflung.

Wer da sagt glücklich zu sein und fest zu stehen, der muß in seinem Wahne so fest stehen, dass er lächelnd in seinem Glücke meiner nur spotten kann. Der Spott aber kränkt mich nicht; giebt es noch ein glückliches, sich bewusstes Weib – so hat bei dem meine Mission aufgehört. Nur an Euch Ihr Unglücklichen meines Geschlechts, ist mein Wort gerichtet, nur an Euch, die Ihr ein armseliges Surrogat in dem Glauben fandet – und eben weil Ihr durch mein schwaches Wort in ihm erschüttert werden konntet, den besten Beweis für seine Aechtheit, für die Kraft seines Trostes, für die auf Sand gebaute Grundfeste Eurer Glückseligkeit ablegtet. Was ich einfach und offen in gedrängtester Kürze als mein Bekenntniß hier aussprach, es ist hundert und abermals hundert mal von Andern, nur erwiesener und gründlicher gesagt worden; es ist aber nicht zu Euch hingedrungen, weil es in einer Sprache gesagt war, die nur Auserwählten verständlich und die gleichsam als Hohepriester im Tempel der Wissenschaft dastanden.

Uns ward eine 'Auslegung' dieser Hohepriester und Schriftgelehrten zu Theil, – aber das richtige, das einfache, klare Verständniß blieb uns vorenthalten! Wir Alle sollten ins Heiligthum nicht eindringen und die Wahrheit erkennen, die nun auch die Herzen der Frauen mit Macht ergreift, und uns mit muthigen Händen den Vorhang zerreißen heißt.

Hinter ihm liegt das Buch aufgeschlagen das Ueberzeugung von der Wahrheit lehrt. Darum vertraut nicht bloß Eurer oberflächlichen Einsicht, in diesem Augenblick allein; erringt Euch Ueberzeugung von der Wahrheit und durch sie helft, rüstig das Werk für die Menschheit vorbereiten. – Wähnt nicht, Ihr Mütter und Frauen, ich lege ein zu großes Gewicht auf Euren Beistand! wähnt nicht, ich habe mich von den herrschenden Zeitideen berauschen lassen, indem ich die Sorge um jenes erhabene Werk, die Mühen und Arbeiten für dasselbe Euren schwachen Frauenschultern mit aufbürde und die Lösung des Weltgeschicks mit Euch verkünde! – O, seht Eure Säuglinge, Ihr Mütter, in Euren Armen ruhen! Wollt Ihr sie mit der Ammenmilch der Lüge

fortan noch nähren? wollt Ihr sie nicht an Eurer Brust schon mit dem gesunden Hauche des neuen geistigen Frühlings kräftigen und sie zum heiligen Empfange der vollständigen Wahrheit vorbereiten? An Euch liegt es, sie für die Wahrheit oder – für die Lüge empfänglich zu machen; an Euch, dem freien Vater den freien Sohn zu zuführen, damit er vollende was und wie Ihr begonnen! – an Euch liegt es, Töchter zu erziehen, die keinen Slaven jemals mit ihrem Lächeln beglücken werden!

Großen Müttern des Alterthums und deren geistige Pflege ihrer Kinder, verdankt man die größten Männer der Zeit: das bezeugt Epimanondas, das bezeugen Tiberius Gracchus und Gajus Sempronius Gracchus. Mütter! laßet auch unsere Zeit davon zeugen.

Mit bewunderungswürdiger Beredsamkeit hat Louise Aston, in dem im vorigen Abschnitte erwähnten Büchlein, ihre Ideen über Frauenemancipation, ‘an der ihre Sehnsucht hängt’, im Allgemeinen dargelegt. Welches Weib sollte hiernach nicht mit ihr auf die Erfüllung dieser Sehnsucht hoffen? Das freimüthige Bekenntniß ihres Glaubens und Denkens, ihre gründliche Rechtfertigung dem Verfahren der Berliner Behörde gegenüber, erweckte Sympathie einziger Art bei den Frauen und Männern unserer Zeit. Wir waren berechtigt, in sie die kühnsten Erwartungen zu setzen, wir sehnten uns nach jeglicher Aeüßerung ihrer klaren Anschauung der gegenwärtigen Dinge, nach dem neuen, frischen Schwung dieser muthigen Frauenseele. –

Da erscheint sie uns selbst! – In der Form eines Roman’s³ tritt sie uns mit ihrer ganzen Persönlichkeit, mit ihrem innern und äußern Leben entgegen. Aber welch einen schmerzlichen Eindruck gewährt uns ihre Erscheinung! Um wie viele Hoffnungen sind wir gerade durch diese Schrift ärmer geworden! - -

³ “Aus dem Leben einer Frau“ von Louise Aston. Hamburg bei Hoffmann und Campe 1847.

Wir wissen es, daß sie sich selbst zur Heldin dieses ‚Fragmentes aus ihrem Leben‘ dahin gestellt hat. Sie selbst ist Johanna, das Mädchen voll unwiderstehlicher Körperschönheit; - sie ist das verkaufte Weib des Herrn Oburn, eines Mannes den sie mit den widerlichsten Eigenschaften des Körpers, als auch des Characters schildert.

Eben hat die Verfasserin uns durch eine gewandte Schilderung zum innigsten Mitleid für Johanna, deren Vater, ein herzloser Landgeistlicher, die Tochter zur Einwilligung einer ehelichen Verbindung mit dem reichen englischen Fabrikbesitzer Oburn zwingt, aufgefordert; - sie hat uns bis zur Entrüstung ob der Macht eines Barbaren von Vaters über sein Kind, hingerissen, – da zerstört sie sogleich wieder in blinder Eitelkeit, in offenbarem Mangel an weiblichem Zartgefühl und Edelsinn unser Mitleid und unsere keimende Verehrung und Liebe für sie. In den schroffsten Gegensätzen hält die Verfasserin die Schilderung ihrer eignen Persönlichkeit, die ihr sehr wohl gefällig ist, gegenüber der ihr sehr mißfälligen des, dem armen Mädchen freilich aufgezwungenen Ehegatten; – und diese Schilderung erweckt in uns bösen Argwohn, ja sie zwingt uns gar die Ueberzeugung ihrer gehässigen, dem weiblichen Herzen unwürdigen Parteilichkeit ab; sie zeugt keineswegs von der Hoheit eines ruhigen, die Verhältnisse klar erfassenden Characters dieser Frau, der, anstatt den erbärmlichen Institutionen unserer Gesellschaft der Schuld zu zeihen, den Personen, welche durch jene geleitet und gezogen worden sind, sich so feindlich gereizt gegenüber stellt. Die Verfasserin hatte sich noch nicht zu der Freiheit des Geistes emporgeschwungen, die nothwendig dazu gehört, das eigene Unglück zu begreifen und es als ihr eigenes Unglück zu negieren, um dasselbe mit kritisierendem Blick und mit kunstgeübter Hand als einen Beleg mehr für das unaussprechliche Elend, dem gerade das weibliche Geschlecht unter dem heutigen Wirrsal der Dinge preisgegeben ist, darstellen zu dürfen. – Bevor sie an dies Werk ging, mußte sie sich Rechenschaft abgelegt haben, ob sie frei von Haß und Eitelkeit, frei von niedriger Gefallsucht und weiblicher Koketterie – rein von aller Fehle und Schuld, der sie ehemals auch, eine sündige Magdalene, verfallen sein möchte, dastand. Aber mit Schmerz muß ich es sagen: noch blickt aus

jeder Zeile ihres, in einzelnen Theilen schön geschriebenen Buches das Gegentheil; noch tritt sie uns in all jenen Leidenschaftlichkeiten entgegen, wie sie sich auch zu schildern versucht voll Schöne und Reinheit, voll Liebe und Tugend. Ihren Schwestern hätte Louise ein richtigeres Gefühl für die Wahrheit zutrauen sollen; – wir glauben ihr nimmermehr! –

Sie hatte sich dazu verstanden, freilich unter dem Ausbruch grenzenloser Verzweiflung, dem ungeliebten Manne sich hin zu geben. Konnte sie das thun? – Wollte uns Niemand glauben machen, daß wir, selbst in solchen äußersten Notfällen, die "Genothzüchtigten" zu sein brauchen, in so fern wir fest sind und lieber Leben und alles Andere daran setzen, als die Gemüßbrauchte werden zu wollen. Das Opfer der Jungfräulichkeit mußte sie büßen, kein Gott rettete sie davor. –

Wir konnten in der Seele eines starken unverdorbenen Mägdleins eben so leicht den Entschluß reifen sehen, der sie ausrufen heißt: „Wohlan! ich will meinen Leib nicht verkaufen, – fort entfliehen, – lieber Noth in die Arme als ihm, dem sinnlichsten aller Mädchenräuber, – eher dem Tode entgegen als ihm den ich verabscheue.“ – Ich sage: eben so leicht mußte dieser Entschluß bei ihr reifen, als jener in dem sie ruft: “Betten kann ich nicht – wohlan so will ich fluchen. Es giebt keinen Gott der Liebe; warum leide ich sonst: wenn die Gnade des Himmels nicht allgemein ist, wie sein Regen und Sonnenschein; wenn sie nicht auch zu mir und meinen Schmerzen segnend hernieder steigt: dann ist sie ja nichts, als ein Traum der Glücklichen, die ihr süßes Vorrecht in so schöne Bilder kleiden. Ich will nicht länger zu diesen Träumen schwören. Meine Träume hat die Wirklichkeit zertrümmert, die Wirklichkeit dieser Welt und ihre eherne Macht! Wohlan so will ich sie anerkennen und mit ihr kämpfen um jeden Fuß breit Landes, den ich mir umschaffen will in ein Paradies. Für die Welt, die den Sieg davongetragen hat über mein Herz, für die Welt nur will ich leben. Das Geld, mit dem der Seelenhandel getrieben wird, dem ich die Ideale meiner Jugend geopfert, ist ja der Schlüssel zu dem Reich dieser Welt, zu allen Quellen des Genusses und der Freude! Geld war mein Verhängniß – es soll

mein Verhängniß bleiben, dem ich willig folge, gegen das ich länger nicht thöricht kämpfe! Ich gelobe es mir fest in dieser qualvollen Stunde und breche mit den frommen Träumen und heiligen Gelübden meiner Jugend.“

Liegt zu Anfang in diesem Ausruf auch eine vernünftige Logik, gegen die wir nichts einwenden können, so liegt doch in der Verzweiflung des Entschlusses der ihr unmittelbar folgt, etwas so Schaudervolles und Entsetzliches, daß wir mit ihr verzweifeln könnten, hätten wir, selbst in dem erbärmlichsten Dasein, nicht noch eine andere Basis, auf die wir unser Glück, dereinst zu gründen, immerhin hoffen durften. Diese ist das Vertrauen zu uns selbst, zu unserer weiblichen Würde und oft anscheinend nur gebrochenen Kraft jenes Vertrauen, das niemals wanken darf, das wir mindestens festzuhalten streben müssen wie einen letzten Nothanker. Ich denke eben nicht an jene Tausende unsers Geschlechts, die moralisch und physisch schon gestorben sind; gestorben noch ehe sie wählen konnten den Fluch oder Segen des Lebens und der Liebe; gestorben im zartesten Keim, noch ehe sie zur Jungfräulichkeit erblüht; gestorben und verdorben unter dem Schutz von Privilegien die einem christlichen Staate für Geld verkäuflich waren.